

Ein etwas anderes Märchen

Inhaltsangabe:

Die schüchterne Leni verliert bei einem Feuer alles. Allein und von den Nachbarn geächtet, flieht sie in die Stadt, in der man sie als Baby gefunden hat.

Dort macht sie die Bekanntschaft von zwei jungen Männern, die ihr Leben komplett auf den Kopf stellen. Es stellt sich heraus, dass ihr eigenwilliges Aussehen kein schlechter Scherz vom Universum ist. Vielmehr ist sie die gesuchte Prinzessin eines Volkes, das jenseits der Menschen existiert.

Nicht jeder ist glücklich über ihre Rückkehr.

Doch Leni hat keine Zeit darüber nachzudenken, denn die eigentümlichen Gesetze dieser neuen Welt zwingen sie dazu den Mann zu heiraten, der sie auch noch am meisten verabscheut. Zu Lenis Schrecken werden sie dann auch noch gemeinsam auf eine Reise geschickt, die sie nur überleben können, wenn sie füreinander bestimmt sind.

Zondra Aceman
Ein etwas anderes Märchen



Author: Zondra Aceman
Coverdesign: Anja Kotzur
ISBN: 9789463678568
© Zondra Aceman

*Alle Märchen sind nur Träume von jener
heimatlichen Welt, die überall und nirgends ist.*

Novalis

1

,**H**eiß! Stickig! Wach auf, Leni, tu doch etwas!‘, schrie meine innere Stimme, doch ich konnte mich nicht bewegen! Ich wollte aufwachen, befahl es mir immer und immer wieder - doch keine Chance!

Der Schauplatz meines Traumes hatte sich binnen weniger Minuten gewandelt, von einem schönen Wald voller merkwürdiger Geschöpfe hin zu einer glühenden Wüste. Einer Wüste, wie sie heißer nicht sein konnte. Und ich war mittendrin! Mein Mund fühlte sich trocken an und ich spürte, wie meine Lebensäfte versiegtten. In mir machte sich Panik breit, doch ich rief mich selbst zur Vernunft: *„Dies ist nur ein Traum, ein Traum, Leni!“*

Ich suchte in Gedanken nach einer Lösung. Für mich stand fest: Ich musste raus aus der Wüste! Am besten auf eine grüne Wiese, eine saftige grüne Wiese.

Deshalb konzentrierte ich mich auf dieses Bild, und plötzlich sah ich sie tatsächlich vor meinem inneren Auge und lachte laut auf, als die Wüste langsam verschwand. Ich war entkommen! Die Hitze war fern und mein Körper kühlte ab. *„Endlich!“*

„Oh, mein Gott, kommt mal hier herüber! Die Kleine hat sich befreien können!“, hörte ich plötzlich eine aufgeregte männliche Stimme in meinem Ohr. Verwirrt schlug ich die Augen auf und blickte mich erstaunt um. Es war einfach unfassbar, aber ich lag tatsächlich auf einer Wiese! Und ich erkannte sie, denn sie befand sich nicht weit von unserem Haus entfernt. Unser Haus, von dem nun gerade ein rötlicher Schimmer und ein lautes Knacken zu mir herüberdrangen. Wie unser Kaminfeuer im Winter. *„Herrlich!“*

Wir rösteten dort immer Marshmallows, und meine Eltern packten die süßen Teile danach immer in zwei Butterkekse. Mmmmh! Aber es hatte noch nie so extrem gestunken, wie jetzt. Außerdem waren wir Drei immer alleine und nicht mit einer Horde Männer in ... Feuerwehranzügen in unserem Wohnzimmer! *„Merkwürdig! Wieso träumte ich so einen Blödsinn?“*

Der Mann, der eben mit mir gesprochen hatte, beugte sich nun über mich und hob mich hoch. „He, alles wird gut. Du bist in Sicherheit. Du wirst jetzt ins Krankenhaus gebracht“, sprach er beruhigend auf mich ein. Ich war nun noch mehr verwirrt, denn ich spürte deutlich Hände, die mich anhoben, hörte noch weitere Stimmen und sah weitere Feuerwehrleute, die aufgereggt umherrannten.

Dann wurde ich auf eine Trage geschnürt, und in mir stieg zum ersten Mal Panik auf. 'Das hier ist kein Traum, das geschieht gerade wirklich', schoss es mir durch den Kopf.

„Wo sind meine Eltern?“, krächzte ich. ‚*Warum war meine Stimme so angeschlagen?*‘ Erneute Panik ergriff mich und ließ mich unruhig atmen. Mein Brustkorb schmerzte und ich sah, wie der Mann mich mitleidig anblickte „Es tut mir leid, aber wir konnten keine anderen retten!“, hörte ich ihn sagen und mein Herz krampfte sich zusammen. „Nein, nein ...“, stammelte ich und betete zum Himmel: ‚*Bitte, lass es nur ein Albtraum sein.*‘

Mein Atem wurde schneller und alles tat so fürchterlich weh, als ich immer wieder laut wimmerte: „Nein! Nein! Nein!“ „Schsch, ganz ruhig“, hörte ich plötzlich eine andere Stimme und spürte gleich darauf in meinem Oberarm einen Pieks, der mich binnen weniger Sekunden in eine schwarze, lautlose Welt verfrachtete.

Als ich schließlich wieder aus der dunklen Stille auftauchte, schoss die Realität auf mich zu wie eine Rakete. Meine Eltern! Ein Feuer - und ich war irgendwie entkommen.

Doch das alles ergab noch keinen Sinn. War ich geschlafwandelt? Träumte man tatsächlich so lebhaft, wenn man schlafwandelte?

Ich schlug die Augen auf und starrte an die Decke. Ich lag in einem cremeweiß gestrichenen Zimmer und über mir baumelte ein Halterungsbügel. Ein Krankenbett! Als ich den Kopf zur Seite drehte, blickte ich in die Augen meines Retters „Wie geht es dir?“, fragte er und sah mich traurig an. Ich schluckte. Wie sollte es mir schon gehen? Mein Mund fühlte sich trocken an.

„Blöde Frage, ich weiß“, murmelte er, anscheinend sauer auf sich selbst, denn es lag ein Ausdruck in seinem Gesicht der ganz klar sagte: Man-wie-blöd-war-diese-Frage. Und irgendwie machte ihn das sehr sympathisch. Ich hätte gerne etwas gesagt, aber ich bekam keinen Ton heraus. „Ich heiße Richie. Ich habe dich draußen gefunden“, erzählte er mir und ich öffnete den Mund und sah ihn hilflos an, als erneut kein Ton über meine Lippen kam. Er bemerkte es und schlug sich mit der Hand gegen die Stirn. „Hier, das hilft dir sicherlich“, sagte er und reichte mir einen Becher mit klarer Flüssigkeit. „Du kannst von Glück sagen, dass du dich selbst befreien konntest“, fuhr er schließlich fort, während er mit einem zufriedenen Gesichtsausdruck zusah, wie ich den Becher restlos leerte.

„Danke, Richie. Ich heiße übrigens Leni, und ich ... ich weiß gar nicht was überhaupt passiert ist.“ Ich stockte und leckte mir über die spröden Lippen.

„Ach, schon gut, das ist sicherlich nur der Schock. Das geht sicher bald vorüber und du erinnerst dich wieder“, bemerkte er mitfühlend und füllte meinen Becher noch einmal nach.

„Was ist denn passiert?“, fragte ich ihn, nahm den Becher erneut dankend entgegen und trank ihn aus.

Richie seufzte. „So, wie es aussieht, ist bei euch wohl ein Kabel durchgeschmort. Es hat sich entzündet. Das kann schon einmal passieren. Dazu kommt noch die trockene Jahreszeit und dass das Haus aus Holz war. Im Handumdrehen brannte es deshalb bei euch lichterloh, wir konnten leider nichts mehr tun!“

Ich zuckte zusammen. *„Sie sind bei lebendigem Leibe verbrannt! Aber ich nicht!“* Ich erinnerte mich zurück an meinen merkwürdigen Traum von der heißen Wüste. Ich musste wirklich im Schlaf bis zu der Wiese gegangen sein, wegen der schier unerträglichen Hitze.

„Das ist alles ziemlich schwer, ich weiß. Leider gibt es dazu noch eine Menge Papierkram zu erledigen.

Du wirst nächsten Monat achtzehn, oder nicht?“, fragte Richie und ich nickte.

„Dann steht nicht es nicht mehr zur Debatte, dich in eine Pflegefamilie zu schicken, schließlich bist du so gut wie volljährig.“

„Die Schlöners waren meine Pflegefamilie“, murmelte ich „Meine leiblichen Eltern kenne ich gar nicht. Ich war bis zum fünften Lebensjahr im Kinderheim, bis sie mich zu sich nahmen.“

„Ja, das habe ich auch schon gehört...“, nickte er und räusperte sich. „...das hier ist ein kleiner Ort. Hier weiß jeder über jeden Bescheid.“ Er schüttelte den Kopf und sah ein wenig verärgert aus, was mich verwunderte, dann kratzte er sich am Kopf und sagte: „Tja, das Haus ist hinüber, aber das Grundstück dürfte noch etwas Wert sein ...“

Ich seufzte. Das Haus war mir vollkommen egal. Es bedeutete mir nichts. Ich hatte alles Wichtige verloren, das war das Allerschlimmste! Bilder, Erinnerungen an meine Eltern, und außerdem war ich schon wieder alleine.

Bis zu meinem fünften Lebensjahr war ich das traurigste Kind gewesen, ohne jede Erinnerung an meine Mutter oder meinen Vater. Vor beinahe achtzehn Jahren hatte mich eine Frau in einem Park in einer großen Stadt gefunden.

Ich war gerade einmal ein paar Wochen alt gewesen. Sie hatte mich in ein Kinderheim gebracht, wo man schon bald nach einer

Pflegefamilie für mich gesucht hatte. Fünf Jahre lang sah ich Paare kommen und gehen, doch keiner zeigte je Interesse an mir. Ich sah irgendwie anders aus, als andere Kinder.

Mein Haar bestand aus winzigen Kringellöckchen, die mir damals schon bis zu den Schulterblättern reichten. Die Haarfarbe war ein eigenartiges Rostbraun, wie das Fell eines Eichhörnchens. Keiner hatte jemals eine solche Farbe gesehen - und das sagte mir auch jeder, der mich zu Gesicht bekam. Meine Augen waren groß, standen etwas schräg und hatten verschiedene Farben: eines war braun, das andere grün. Außerdem schienen sie von innen heraus zu leuchten. Es war schon bizarr.

Die Kinder im Heim hatten Angst vor mir. Sie dachten, ich sei eine Hexe, und ärgerten mich, wo es nur ging.

Wenn die Schlöners nicht so liebevoll gewesen wären, hätte ich mich wahrscheinlich schon längst umgebracht. Doch nun war ich wieder alleine! Ein Wort, das mir wirklich Angst machte. Das hieß nämlich auch, dass keiner mehr da war, der auf mich aufpasste.

Meine „Eltern“ hatten immer auf mich aufgepasst, deswegen waren sie mir ja auch so ans Herz gewachsen. Doch was sollte ich nun ohne sie tun? Ich hatte zwar mein Abi in der Tasche, wusste aber immer noch nicht, was ich studieren sollte.

Niemand hatte mich jemals zu einer Entscheidung gedrängt, doch jetzt musste ich rasch Arbeit finden, um zu überleben.

Dabei hatte ich nicht gerade viel Erfahrung im Umgang mit anderen Menschen. Panische Angst machte sich in mir breit. Wie sollte ich das alles bloß schaffen? Ich fing an zu zittern.

„He, es wird schon alles gut werden, Leni“, unterbrachen Richies Worte meine Gedanken.

Ich nickte unsicher.

„Du wirst sehen, deine Nachbarn werden dir unter die Arme greifen, du wirst nicht allein sein“, munterte er mich auf. Wieder nickte ich, doch ich bezweifelte, dass mir irgendjemand freiwillig helfen würde. Solange ich bei den netten Schlönern war, war alles in Ordnung. Aber jetzt?

Nein, in den Augen der Nachbarn war ich ein Freak. Ich passte nicht in ihr normales Schema. Ich sah merkwürdig aus, lernte schneller als andere meines Alters und war zudem auch wendiger und schneller. Gerade die letzten beiden Attribute hatten mir schon oft geholfen, denn wenn man ein Freak ist, dann wollen sie einen nicht umarmen, sondern lieber fortjagen. Meine Schulkameraden hassten mich mit einer Inbrunst, die ich nicht verstand, besonders die Mädchen unter ihnen. Bei den Jungen sah es zuerst anders aus, sie wollten mich kennenlernen, aber ich war eher scheu.

Und als die Jungs nicht die Aufmerksamkeit bekamen, die sie so dringend brauchten, da mutierte ich zu einer Eis Queen und wurde eine „frigide Schnepfe“. Ich verstand nicht, warum sie mich nicht einfach in Ruhe ließen. Ich wollte doch keinem etwas Böses.

Und jetzt war ich einsamer denn je. Außerdem hatte ich keine Unterkunft mehr. Wo sollte ich nun leben?

„Wie lange muss ich noch im Krankenhaus bleiben?“, fragte ich.

„Du bist gesund, du hast keine Rauchvergiftung oder so etwas. Du kannst sofort nach Hause, naja das heißt, in ein Hotel oder zu euren Nachbarn. Es sei denn, du fühlst dich noch nicht so gut.“

„Doch, mir geht es wieder gut“, erwiderte ich.

„Schön. Soll ich Dr. Greins holen, damit du endlich hier herauskommst?“

Ich überlegte. Wo sollte ich nur bleiben? Eigentlich wollte ich nur noch weg von hier. Nichts hielt mich mehr in diesem Dorf. Vielleicht sollte ich in die Stadt ziehen, in der man mich damals gefunden hatte? Womöglich fand ich dort meine wirklichen Eltern. Aber wollte ich sie eigentlich finden? Nach all den Jahren. Und wollten sie das überhaupt?

Sie hatten mich schließlich im Stich gelassen. So, wie es aussah, war ich nun auf mich allein gestellt.

Richie musterte mich. „Du weißt nicht, wo du hinsollst, nicht?“, fragte er mitfühlend.

„Ich bin mir nicht sicher. Alles ist ziemlich verwirrend und neu für mich“.

Sein Blick wurde traurig. „Ich verstehe. Nun, wenn es dir hilft, kann ich dir auch mein Gästezimmer anbieten. Dann kannst du in Ruhe überlegen, was du tun möchtest. Du musst ohnehin noch auf die Testamentseröffnung warten. Du wirst sehen, danach sieht alles schon wieder anders aus. Ich könnte auch mit dir gemeinsam die Beerdigungen regeln“, bot er sich an.

Ich zuckte zusammen. Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Wie sollte ich die Beerdigung bloß überstehen? In meinen Augen sammelten sich Tränen.

„Ich weiß, das ist alles sehr hart im Moment, aber du wirst das schaffen“, wisperte Richie. Ich nickte hilflos und betrachtete meinen Retter. Er war nett und hilfsbereit, also was blieb mir anderes übrig, als abzuwarten? Ich atmete tief durch und entschied mich dann dazu, Richies Angebot anzunehmen.

Sechs Wochen lang wartete ich daraufhin auf die Testamentseröffnung und Richie begleitete mich wirklich bei allen Formalitäten, die zu erledigen waren. Ich war eine Alleinerbin. Ich erbe das Grundstück und 120.000 Euro.

Es war unglaublich!

Ich hätte hier weiterleben können, aber ich wollte nicht mehr bleiben, denn im Dorf gingen Gerüchte um, dass ich meine Eltern umgebracht hatte. Richie war darüber ziemlich sauer und wurde nicht müde zu begründen, dass ein Kabel Schuld an der Katastrophe war. Daraufhin wisperten sie, dass ich Richie verhext hatte und mir wurde klar, dass ich niemals meine Ruhe finden würde, sollte ich tatsächlich bleiben. Ich musste schnellstens hier weg, auch wenn Richie immer wieder erklärte, dass ich so lange bleiben könnte, wie ich wollte. Er war so nett und freundlich und gerade deswegen wollte ich seinen Frieden nicht noch länger stören. Er brauchte dringend Ruhe und das würde nur passieren, wenn ich aus seinem Leben verschwand. Das war mir klar.

Als er wieder einmal sauer nach Hause kam, behauptete ich, dass ich Kontakt zu einer ehemaligen Schulfreundin aufgenommen hätte und zu ihr in die Stadt ziehen wollte. Er glaubte mir zum Glück und nahm mir das Versprechen ab, so oft wie möglich zu schreiben oder anzurufen.

Außerdem wollte er sich um den Verkauf des Grundstücks kümmern und mir alle Formalitäten zuschicken.

Ich versprach, mich zu melden und ihm die Adresse zu schicken und eine Woche später sagte ich „Tschüss und Danke“, setzte mich in den Bus und fuhr in die Stadt, in der mein Leben einst begonnen hatte.

2

Die Stadt war gigantisch. Natürlich hatte ich schon einmal eine Stadt gesehen, aber noch nie eine so große, wie diese hier. Zu meinem Glück gab es hier so viele Menschen, dass ich gar nicht weiter auffiel. Das kam mir natürlich mehr als gelegen. Hier war ich nur eine von vielen. Vorsichtshalber versteckte ich dennoch meine Haare unter einer Baseballmütze und trug auf meiner Nase eine Sonnenbrille. So fühlte ich mich frei und unsichtbar. Es fühlte sich besser an, als ich es mir vorgestellt hatte!

Ich mietete mir alsbald eine kleine Wohnung in der Nähe eines weitläufigen Parks. Laut Internet war das hier der größte Park, den es auf der Welt gab, obwohl er mitten in der Stadt lag - und genau in diesem Park hatte man mich vor 18 Jahren gefunden. Ich hatte von meiner Wohnung aus einen direkten Blick auf den Parkeingang. Wie ich gelesen hatte, gab es dort sogar wilde Tiere, einen See und einen Bach.

Man sollte sich allerdings möglichst auf den markierten Wegen halten, wenn man sich in diesem Park aufhielt, denn einige Leute hatten sich dort schon verlaufen.

Man musste sich das vorstellen - in einem Stadtpark verlaufen!
Wo gab es das schon?
Auf einer Karte, die ich mir bei einer Touristeninformation besorgt hatte, hatte ich mir die Umgebung noch einmal angesehen und war begeistert.

Ich beschloss, hier erst einmal zur Ruhe zu kommen. Außerdem wollte ich mir überlegen, wie meine weitere Zukunft aussehen sollte. Richie hatte bereits einen Käufer für das Grundstück gefunden und wollte mir das Geld überweisen, sobald alles unter Dach und Fach war. Ich sagte ihm, dass ich mich hier sehr wohlfühlen würde und von meiner Freundin herzlich in Empfang genommen wurde. Er freute sich für mich. Ein schlechtes Gewissen bekam ich dabei schon, aber ich konnte ihm unmöglich die Wahrheit sagen. Er war ein wunderbarer Mann und ich wusste, dass er sofort hierhergekommen wäre, um sich um mich zu kümmern. Doch mich kriegten keine zehn Pferde mehr zurück und Richie brauchte eine Frau, keinen Ballast wie mich.

Und vielleicht ergab ja irgendwann auch alles einen Sinn und es sollte so kommen. Ohne meine Eltern war ich schließlich gezwungen, mich selbst der Welt zu stellen.